

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 3

Artikel: Ein Rufer in der Wüste. Erster Teil 5. Kapitel, Onkel Melchior
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(2. Fortsetzung.)

„Haben Sie geglaubt, ich liebe dieses Ungetüm?“

Wieder warf David einen neugierigen Blick auf ihn und brachte dann seinen Stachel langsam und grimmig hervor: „Ich, ich hasse es.“

„Sie bedienen es doch gewissenhaft, wie keiner im Saal.“

„Man tut seine Pflicht!“ Und dann etwas verächtlich: „Man ist ja dafür auch bezahlt.“

„Wenn es so um Sie steht, müssen Sie von der Maschine loskommen. Warum haben Sie nicht etwas anderes ergriffen?“

„Tut man, was man will? Mit fünfzehn Jahren?“

Reinhart fuhr wie gestochen zusammen. Tat er, was er wollte, mit zwanzig?

„Den vierten Teil meines Lebens habe ich bis jetzt diesem Satan geknechtet,“ fuhr David fort. „Wie manchmal schon ist das wahnsinnige Schiffelein mir an der Nase vorbeigesauft? Immer im gleichen Schnurr, jetzt hin, jetzt her, und jedesmal hat der Webstuhl mit seinem langen Hammer dazwischen geschlagen, mit immer gleichem Schwung und Ton, mir auf die Ohren, gegen die Stirne, an die Schläfen. Und was tu ich dabei? Wozu habe ich Gehirnschmalz? Ich wurde vorgestern zwanzig, wenn ich denke, daß ich noch fünfzig Jahre an der Maschine stehen soll...“

Zwei Arbeiter kamen, um den Schaden zu flicken, und erklärten, der Stuhl werde vor Fabrikschluß nicht wieder lebendig.

„Gehn wir hinaus“, schlug Reinhart vor, und als David zögerte: „Ich nehm's auf mich.“

Sie traten auf die Straße hinaus und schritten langsam der Stadt zu. Es fing schon an zu dämmern und die ersten Straßenlaternen flackerten da und dort in dem naßkalten Dämmer Schatten auf.

„Wohnt ihr noch an der Schützengasse?“ erkundigte sich Reinhart.

„Ich bin nicht mehr bei den Alten.“

„Wie das?“

„Es ist immer die gleiche Schweinerei, die Alten wollen die Kinder ausbeuten und ihren

Lohn versaufen. Dann geht man eben! Es ist alles herrlich eingerichtet! Die Reichen saugen die Armen aus und die Eltern die Kinder. Gibt es nicht ein Tier mit Namen Vampir?“

„Und Ihre Schwester, die Paula?“

David erwiderte mit hörbar erzwungener Gleichgültigkeit: „Sie ist auch fort. Aber wir gehen beide noch zuweilen heim, gegen Ende des Monats, Sie verstehen, wenn's dort trocken ist. Paula ist in einem Warenhaus. Gute Luft!“ Das sprach er mit dumpfer, bissiger Stimme, die aber heiter klingen sollte.

„Sie war einst ein lustiges Ding!“

David lachte: „Ja, ja, weiß schon. Sie sind nun lange vorbei, jene Kindereien! Man ahnt nicht, wie weit man schon auseinander ist, wenn man noch kurze Hosen und kurze Röcke trägt.“

Reinhart schwieg zu dieser Philosophie eines Zwanzigjährigen. Paula war seine erste morgenrote Rose gewesen. Im Garten der „Seewarte“ war sie aufgelodert. Paula trug damals ein rotes Röcklein, er erinnerte sich genau daran. Noch stand das Eibengebüsch, hinter dem sich ihre Kinderlippen zum ersten Mal betupften, scheu, wie ein Windhauch einen anderen anrührt, und dann zum zweiten Mal, acht Tage später. Damals war David wie ein Bolz zwischen sie gefahren. Er hatte zwar geschwiegen, weil er gern von Rüngold die gleiche Gunst erbettelt hätte, aber der Schleier des Geheimnisses war zerrissen. Das war nun sieben Jahre her, wie Reinhart schnell für sich berechnete, und es war ihm, es nahe sich seinen Lippen wieder etwas Korallenrotes, erst weich und dann bestimmter werdend, und durchdringe ihn mit ahnungsvoller Süße. Sie hatten sich nachher nichts zu sagen vermocht, sie sahen sich nur mit weit gesperrten Augen voll verständnisloser Verwunderung an, als wollten sie sich mit den Augenlidern verschlingen. Nach der Entdeckung füllte sich Reinharts Brust mit namenloser Scham, Paula brach in Tränen aus, sie wollte in den See springen.

Schweigend gingen Reinhart und David eine endlose Straße entlang. Ein scharfer Wind trieb ihnen Schlackerschnee ins Gesicht. Ein Hut

schwirrte durch die Luft, prallte gegen einen Laternenpfahl, rollte auf dem Pflaster tückisch davon und wirbelte zuletzt in eine Türnische. Ein alter Mann hastete ihm fluchend nach. David stand vor eben jener Haustüre still und hob den Filz auf. „Er hat zu mir gewollt“, lachte er dem Alten zu, „da hause nämlich ich.“ Die letzten Worte waren auch an Reinhart gerichtet.

„Kann ich bei Ihnen unterstehen, bis das Schlimmste vorüber ist?“ fragte Reinhart, der neugierig war, einen Blick in die Häuslichkeit seines Jugendgenossen zu werfen. David schien unentschlossen, schließlich schob er aber doch die Haustüre auf. „Sie dürfen keinen Brunksaal erwarten“, lachte er trocken, wie es seine Art war. Sie stiegen fünf schmale Treppen empor. Das Geländer war klebrig und schien die Hand festhalten zu wollen. Nur im Erdgeschoß brannte ein mageres Lämpchen, die Mieter der andern Stockwerke sparten das Öl. David schloß eine Dachkammer auf und machte mit flinkem Griffe Licht. Mit einem einzigen Blick war das Zimmerchen auszumessen. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle, ein Kasten, ein gußeiserner Ofen bildeten fast den ganzen Inhalt. Auf dem Tisch und auf einem Brett an der Wand lagen oder standen Bücher und Zeitungen, ein mächtiges Tintenfaß thronte prahlerisch auf dem Tisch vor einer Schreibmappe.

„Das sieht ja fast aus wie eine Studierbude“, meinte Reinhart und warf einen Blick auf die Titel der Bücher. Namen wie Marx, Engels, Büchner, Lange, Bebel, Sombart traten ihm entgegen. Er griff nach dem Buch von Lange: „Das lesen Sie?“

„Ich weiß, was Sie meinen“, entgegnete David knurrig. „Ich verstehe freilich nicht alles, aber ich werde das Buch lesen und wieder lesen, bis mir alles Tag ist. Einstweilen schnappe ich dies und das auf, und, was die Hauptsache ist, ich mache mir meine eigenen Gedanken.“

„Das soll Sie von der Maschine befreien?“

„Das soll's.“

„Wenn ich Ihnen helfen kann . . .“ sagte Reinhart.

David schwieg und blickte in die Flamme der Lampe, die sich in seinen dunkeln Augen heftig spiegelte.

„Ich bin zwar auch kein Gelehrter“, fuhr Reinhart fort, „auch ich suche.“

„Was?“ forschte David, ohne seinen Blick aus der Flamme zu ziehen.

„Es ist schwer zu sagen. Ich suche über den Rebel zu kommen, in dem wir stecken. Ich meine, man sollte doch wissen, wieso und wozu man da ist. Ich habe noch keinen rechten Bescheid gefunden.“

Nun wandte David sich ihm gerade zu: „Da bin ich besser dran! Macht, das ist das Ziel, Einfluß, Herrschaft. Was will Ihr Vater mit all seiner Geschäftigkeit? Was wollen Sie selber mit Ihren Schulen und jetzt an der Maschine? Meinen Sie, das merke unsereiner nicht?“

Reinhart war von der Übereinstimmung mit Immergrüns Theorie betroffen. „Aber können denn alle herrschen?“ hielt er David entgegen.

„So stelle ich die Frage nicht! Ich denke an mich und meine Klasse, die andern . . . na!“

„Da darf man Sie nicht zum Allerweltsheer-gott machen“, lächelte Reinhart. David machte eine spöttische Grimasse und begann seine Pfeife zu stopfen.

Es klopfte an die Türe, und ein Mädchenkopf schob sich herein. Bei Reinharts Anblick fuhr ein Schatten von Verlegenheit über das schmale, blasse Gesicht des Mädchens, und der dünnlippige Mund brachte stotternd hervor: „Kann ich Euch etwas besorgen, Holzer? Ich gehe aus.“

„Nein, Emma“, brummte David, indem er die Pfeife in einen Mundwinkel schob. Seine Lippen schlossen sich hart um das Rohr. Der Mädchenkopf verschwand lautlos.

„Kein übles Gesichtchen“, meinte Reinhart.

„Denken Sie sich nichts Unsauberes“, blies David neben seinem Pfeifenrohr hervor.

„Gibt es für Sie denn kein harmloses Wort mehr?“

David grübelte mit seinem Blick in Reinharts Augen und sagte dann: „War Ihr Wort harmlos, so war es nicht sehr geschickt. Sehen Sie, was vorhin unter der Türe grinste, ist die Versuchung. Unterläge ich ihr, so käme ich nie von der Maschine los. Das ist der Fluch unserer Klasse: wir werden zu früh von der Familie ausgestoßen, zu einer Zeit, da wir noch ein Herz aus Butter oder Teig haben, und dann . . . dann geschieht es eben, und man hat für das ganze Leben das Bleigewicht an den Füßen. Aber ich laß mich nicht ins Garn ziehen, lieber . . .“ Das war hart ausgestoßen. Er brach ab, er hatte mehr gesagt, als

er wollte, und knöpfte sich den Kittel von oben bis unten zu. Um Reinhart sein Gesicht zu entziehen, kniete er vor den Ofen hin, um Feuer anzufachen.

„Wollen Sie noch arbeiten heute Nacht?“

„Ich gehe nie vor Mitternacht zu Bett,“ erwiderte David mit sichtlichem Stolz. „Bei Tag schufte ich, weil ich muß, bei Nacht arbeite ich, weil ich will. Doch jetzt ist Essenszeit. Ich kann Sie leider nicht einladen,“ lachte er.

„Wo essen Sie?“

„Wo unsereiner ißt! In der Pinte, wo sonst? Das Wirtshaus ist doch unsere Heimat.“ Das klang traurig und grimmig zugleich.

Draußen war die Welt weiß geworden, den nassen Schnee hatte trockener abgelöst, es war empfindlich kalt. Die Straße war belebt, die Arbeiter hasteten nach Hause oder in die Wirtshäuser. In der Nähe sandte ein Klavier seine Locktöne auf die Straße hinaus, grob, hart, wie von Schmiedehämmern aus dem Amboss geklopft, wenn sich die Türe der Kneipe öffnete, gedämpft und wie verschattet, wenn sie geschlossen war.

„'n Abend, Holzer,“ tönte es neben David unter einem schweren Schlapphut hervor. David wandte sich zurück. „Aha, Sie! 'n Abend, Stapfer“.

„Ein Stapfer, ein Verwandter?“ fragte Reinhart, von einer Ahnung durchzuckt.

„Ein Verbannter,“ lächelte David spöttisch.

„Mein Onkel Melchior?“

„Wird schon sein.“

Reinhart spähte nach dem schweren Hute, er war aber in der Nacht untergetaucht, um eine Ecke oder in einer Türspalte verschwunden, vom Arbeiterviertel verschluckt. Reinhart und David gingen rasch etwa hundert Schritte zurück, umsonst.

„Wo wohnt er?“

„Weiß ich's?“

Reinhart begann die Frage der Großmutter zu drücken. „Ich muß ihn finden!“ rief er.

„Das ist leicht,“ ließ sich David zögernd aus einem Mundwinkel vernehmen. „Er kommt jeden Sonntag Abend zu meinem Alten, die beiden sind eben alte Schulkameraden, wie — wir!“ Wieder ließ er sein spöttisches Lachen hören.

„Ich muß ihm vom Großvater Bericht geben.“

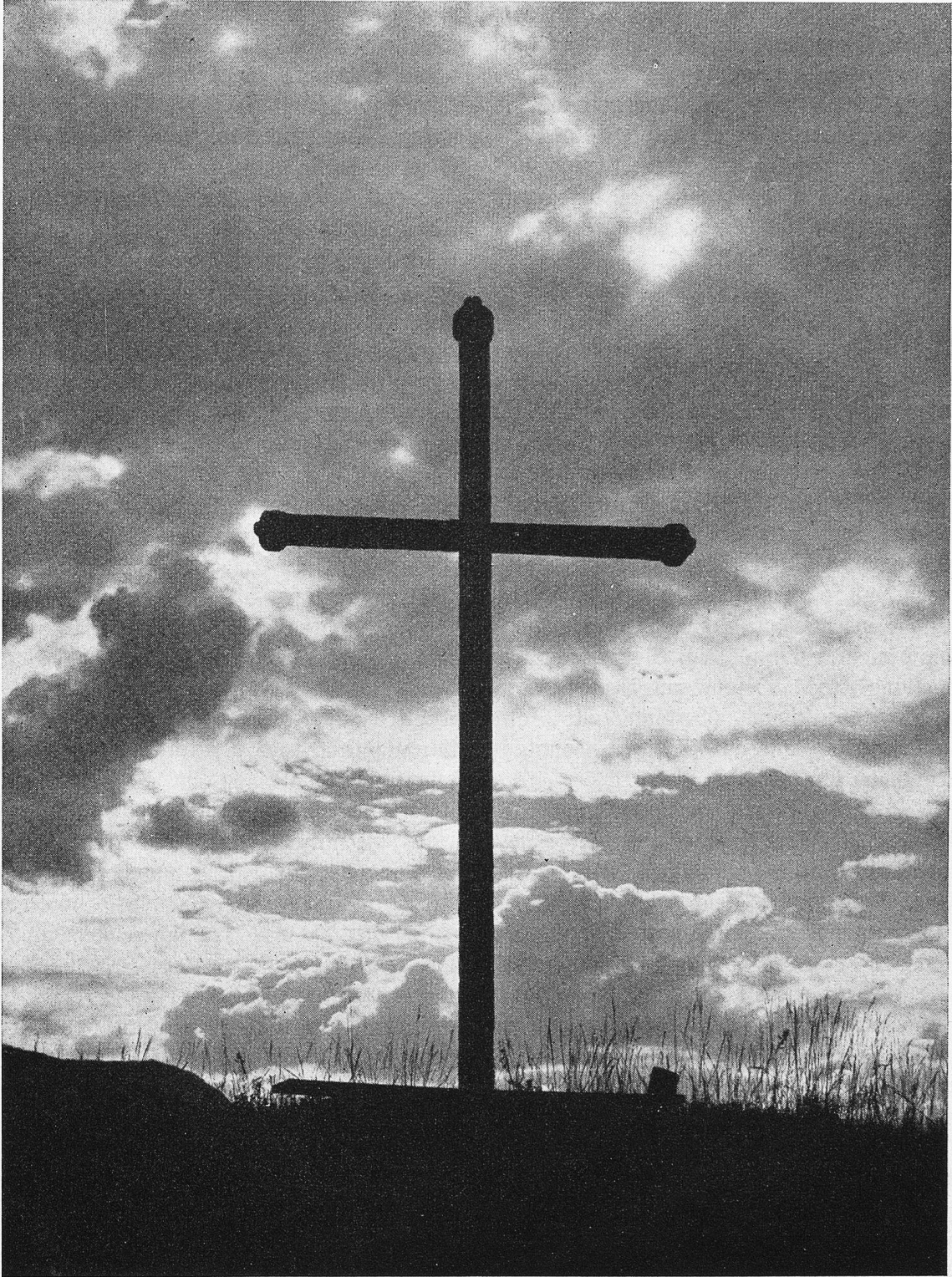
„Wir können ja einmal zusammen hingehen.“

Vor einer Wirtstüre stand David still. „Hier

ist mein Tischlein deck dich, wie wir einst bei Lehrer Güttinger lernten. Gute Nacht!“

Reinhart sah ihm nach, bis er seine breite, gedrungene Gestalt durch die Tür geschoben hatte. „Wie der seiner Sache sicher ist,“ dachte der junge Stapfer im Weitergehen. „Er fühlt sich mir überlegen. Ist er es nicht? Vom Leben weiß er jedenfalls mehr als ich. Und wie er sich seinem Vater entwunden hat!“ Ein Stachel zuckte in Reinharts Brust und stockerte eine noch frische Wunde wieder blutig. Er schritt sinnend davon und schaute in die Schneeflocken, die geisterhaft um die Laternen tanzten, blasser Seelen, die vom Wind gefaßt und gewirbelt, ohne sichtbares Ziel, getragen und fallen gelassen, je nachdem, jetzt in der Luft, im nächsten Augenblick im Schmutz, und in der Luft wie auf dem Boden von frostiger Gleichgültigkeit wie von einem Fluch getroffen. Ein unsinniger Gedanke stieg in Reinhart auf. „Warum ist keine Welt möglich, die steigt, steigt, steigt, statt zu fallen wie in der Wirklichkeit?“ Er sah zwei Gesichter nebeneinander, in dem einen ein ewiges Streben zur Höhe, zum Licht, in dem andern ein Fallen in Abgrund und Finsternis. Als er das Wort „fallen“ dachte, zuckte ihm der Name Paulas wie ein Nadelstich durch den Sinn. Weshalb hatte David so gezwungen heiter von ihr berichtet? Er sah seine Kindheit vor sich und eine schmutzige Faust, die sie in Fesseln riß.

In der Nacht zerrwühlte ihn ein Traum. Er stand in der Fabrik im großen Waschraum. Auf einem schweren Karren wurde rote Wolle hereingefahren, der einzigen Wäscherin zu, die da war. Sie stand am Waschtrog, vom Dampf leicht verhüllt. Reinhart wollte ihr die Wolle in den Trog werfen, sie aber wehrte ihm: sie müsse heute ihr eigenes Gewand waschen, das gehe allem vor. Es war ein grünes Kleid mit gelben Aufschlägen. Sie riß es sich vom Leib und stand nun in einem roten Kinderröcklein da, dessen Anblick Reinhart einen freudigen Stoß gab. Die Wäscherin tauchte das grüne Kleid in den Trog ein und zog es wieder heraus. „Es nützt nichts,“ klagte sie, indem sie es betrachtete, „die Flecken sind im Stoff“. Sie zog sich das grüne Gewand wieder über das Kinderröcklein an und wandte das Gesicht ganz ab. Reinhart sah nun die Flecken auch und begriff, daß sie wirklich nicht mehr auszulaugen waren. Er bückte sich über den Karren und griff aufs Geratewohl etwas heraus. Die



ALLERSEELN

Phot. Feuerstein, Schuls-Tarasp

Wäscherin wandte sich traurig halb zurück und flüsterte, als gälte es das größte Geheimnis: „Das braucht man nicht zu waschen, Reiner, das ist doch ein Gummimantel, der nimmt keinen Schmutz an.“ Auf einmal fing sie laut zu weinen an und stürzte sich in den Trog, wie um sich zu baden oder zu ertränken. Reinhart fuhr erschreckt aus dem Schlafe auf. „Wie kommt Juttas Gummimantel in die Fabrik, und seit wann ist Paula im Geschäft?“ fragte er sich im Halbtraume. „Oh, wie verrückt!“

5. Kapitel.

Onkel Melchior.

Reinhart und David hatten sich auf acht Uhr verabredet. Sie schritten über den Fluß einem der ältesten Viertel der Stadt zu. Eine kalte, trockene Winterluft wehte ihnen aus der Gasse entgegen. Zwei Betrunkene torfelten Arm in Arm vor ihnen her und gröhlten: „Oh, Susanna, wie ist das Leben doch so schön!“ Aus den Wirtschaften, die so nahe beieinander standen, daß die Ausdünstung der einen sich mit dem Atem der andern mischte, klang Musik, Gesang und Gezohle. Eine kreischende Frauenstimme übertönte alle Töne der Männer. Die Gasse gab sich ihrer Sonntagabendstimmung hin.

David schwenkte in ein enges Seitengäßchen ein und schob Reinhart durch eine niedere Haustüre in einen ziemlich geräumigen, aber muffigen Flur. Man merkte gleich, daß man sich in einem heruntergekommenen Hause befand, das vielleicht noch vor hundert Jahren Handwerkers- und Bürgersleute beherbergt hatte, nun aber einem Spekulanten gehörte, der sein Fett aus der Armut sog.

Im zweiten Stock traten die beiden in eine geräumige, aber so niedrige Stube, daß Reinhart, der hoch gewachsen war, mit dem Scheitel fast die Decke berührte. Hinter dem Tisch in der Ecke, hemdärmelig, ohne Kragen, die stämmigen Beine auf der Bank ausgestreckt, saß ein Mann mit weißem Schnauz- und Rinnbart, Davids Vater. Der Alte, über die Herkunft des Besuches verständigt, rollte bedrohlich die Augen, schob jedoch Reinhart zum Zeichen des Willkommens sein Glas hin. Reinhart, um ihn nicht zu beleidigen, trank einen Schluck. In einer andern Ecke, am Rachelofen, saß Davids Mutter, die noch

größer und umfänglicher war als ihr Mann. Sie hatte auf einem Tischchen Karten ausgebreitet, aus denen sie zwei Mädchen die Zukunft kündete. Sie war zu dick und träge zum Arbeiten und nahm, teils um etwas zu verdienen, teils um Klatschgesellschaft zu haben, stellenlose oder gefallene Dienstmädchen bei sich auf. Reinhart schenkte sie, in ihre Karten vertieft, keine Beachtung, oder tat so. David begrüßte seine Eltern kurz und ohne ihnen die Hand zu reichen. Schon hatte er sich zu einem etwa vierzehnjährigen Kind herabgebückt, das auf einem Schemel schlenkerte und mit einer Puppe spielte, einem großen, kunstvollen Gebilde, das sich in dieser Umgebung fast fürstlich ausnahm. „Das ist nun also Liselein,“ klärte David Reinhart auf, „ein Kauschkind, wie ersichtlich ist, und gerade deshalb muß man es lieb haben.“

Der alte Holzer zuckte auf, knurrte etwas Unverständliches in den Schnurrbart und stürzte zornig den Inhalt seines Glases hinunter. Seine Frau schlug eine Karte mit der feisten Hand klatzend auf den Tisch, so daß Reinhart schließen mußte, sie werde von ihrer Kunst doch nicht völlig beansprucht.

Liselein hatte sich vom Schemel erhoben und durchsuchte Davids Rocktaschen. Der Bruder beteuerte, diesmal nicht ein einziges Brosämchen mitgebracht zu haben, und als das Kind endlich eine Tüte mit Zuckerwerk hervorzog, stellte er sich verwundert: wie einem nur dergleichen in die Taschen fliegen könne. Liselein hüpfte in der Stube herum, wobei es sich zeigte, daß es nicht nur um ihren Kopf, sondern auch um ihre Füße nicht aufs Beste bestellt war. Übrigens bot das auffallend klein gebliebene Kind durchaus keinen bemitleidenswerten Anblick, sein Gesichtchen war auf Heiterkeit gestimmt und schien sich weit leichter zum Lachen als zur Traurigkeit verziehen zu können.

Reinhart hatte sich dem alten Holzer gegenüber an den Tisch gesetzt.

„So, so, man ist also der junge Stapfer,“ schnauzte ihn der Graubart an. „Was macht der Vater? Will er immer noch höher hinaus? Ja, ja, es gibt Leute, denen der Stiefelknecht jedes Jahr einmal kalbt! Wenn man denkt, daß wir einst in derselben Schulstube hockten!“ Er steckte die Nase ins Glas und polterte dann mit einem Faustschlag auf den Tisch los: „Man sollte die

ganze Welt wie eine Kröte zusammenquetschen! Die einen können fressen und saufen, so viel sie wollen, und die andern müssen an ihren schwielligen Tazen saugen. Wenn's einmal losgeht, nehm ich die schwerste Art!"

"Wenn du gerade keinen Kausch hast," warf ihm David trocken hin.

Der Zorn des Alten prallte nun einen Augenblick gegen den Sohn: "Wenn du nicht schweigst, zererschlag ich dir den Schädel zu Habermus!" Auf's neue donnerte die Faust auf den Tisch. Der Polterer wandte sich nun wieder an Reinhart: "Seid Ihr auch so ein geratenes Früchtlein, wie der junge Herr da? Läuft seinen Alten davon, sobald er erzogen und geschult ist! Man könnte vor Hunger verserbeln, er würde sich eine Portion Rutteln oder Nieren und eine Flasche Roten bestellen! Warum ist man übrigens zu uns gekommen, junger Mann?"

Reinhart gab ihm Auskunft. Der Alte gebärdete sich, als wollte er ihn mit Blicken versengen. "Ja, der Melcher, der ist der Beste vom Gollstervogel! Aber freilich, die andern leben in Hussa und kümmern sich keinen Pfifferling um ihn!"

"Er will sich nicht helfen lassen, wir wissen ja nicht einmal, wo er wohnt. Nicht einmal im Adreßbuch ist er zu finden. Er verbirgt sich mit viel List."

"Warum versteckt sich die Maus vor der Katz? Werdet ihn übrigens lang gesucht haben! Ha!"

Reinhart fühlte sich betroffen und errötete. Der Alte sah es und lachte boshaft: "Meint man, ich kenne die Gollstervogel nicht? Ich bin in der Miesmatt aufgewachsen, das ist, denk ich, zehn Minuten vom Gollstervogel weg!" Wieder donnerte der Tisch.

"Lärm doch nicht so, du Wüster!" tönte es vom Ofen her, "ich glaube, es hat geklopft." Jetzt erst merkte Reinhart, daß der dicke Leib der Holzerin nur ein dünnes, miauendes Stimmchen hervorzubringen vermochte. Die Türe ging auf, ein Männlein mit etwas gebückter Haltung stand in der Stube, ließ unter einem breiten Hut hervor den Blick über die Anwesenden gleiten und zuletzt fragend auf Reinhart haltmachen. Der alte Holzer rief lachend: "Darfst schon die Augen aufsperrn, Melcher! Das ist auch ein Gollstervogel. Und was für einer!" Melchior machte Miene, sich wieder zur Türe hinauszustehlen, aber Reinhart stand schon vor ihm und streckte ihm die

Hand entgegen. Man setzte sich um den Tisch. Melchior war verlegen und zupfte an seinem Bart, der ihm wie ein braunes Tuch unter dem Kinn durchlief.

"Er hat die tiefen guten Augen der Großmutter," überlegte Reinhart.

"Nun? habt Ihr Euch nichts vorzusingen, Ihr Gollstervogel?" dröhnte Holzer, dem das Wort Gollstervogel Behagen zu machen schien.

"Ich begleite Sie nachher," sagte Reinhart zu Melchior, "oder darf ich sagen ‚dich‘?"

"Sie dürfen schon so sagen."

"Nein, so ist's nicht gemeint," entschuldigte sich Reinhart.

"Gut, so sagen wir beide du und dich und dein. Aber ich bin eben nur ein dummer Handlanger."

"Ist das nichts Rechtes?" wettete der Holzer los. "Wer schafft's? Ich denke, wir! Wir haben die Nerven, wir haben die Fäuste, wir haben alles, nur das verfluchte Geld haben wir nicht." Betäubend schrie der Tisch unter seiner Faust.

"Schwaz doch nicht immer von diesen Sachen," wies ihn David zurecht, "verstehst ja doch nichts davon!" Der Alte antwortete mit einem furchtbaren Gepolter über die Frechheit, den Hochmut und die Undankbarkeit der Jugend. Sein Gesicht glühte wie eine Esse.

Liselein hatte sich bei dem Streit an Melchior herangeschmiegt und richtete ihre vor Angst zitternden Augen auf David. Ihr bangte wohl, er könnte vom Vater mißhandelt werden, wie sie manchmal. Melchior ging die Angst des Kindes zu Herzen, er suchte es von dem häßlichen Gezank ab- und auf die Puppe hinzulenken, die es in der Erregung Reinhart hingestreckt hatte, damit er sie halte oder schütze. Melchior begann zu fabulieren: "Es war einmal eine Prinzessin, die hatte gelbes Haar." Er schilderte nur, was ihm eben unter den Augen war. "Gelbes Haar hatte sie und blaue Augen und eine wunderschöne Puppe, auch mit gelbem Haar und dunkelblauen Augen, und war mit einem feuerroten Röcklein angetan. Und wenn die Puppe lag, hatte sie die Augen geschlossen, und wenn die Puppe stand, hatte sie die Augen offen. Die Prinzessin aber ließ die Puppe manchmal fallen, und das tat ihr weh."

Liselein verstand den Zusammenhang und mußte lachen.

Aber der gute Onkel Melchior wußte nun nicht mehr weiter, und da der Streit nebenan immer

heftiger tobte, drehten sich Liseleins Augen wieder nach dem Bruder. Nun griff Reinhart ein: „Und die Puppe hatte zwei Füße, die schauten nicht nach vorn, wie bei der Prinzessin, sondern seitwärts, der eine nach rechts, der andere nach links.“

„Ja, schau nur!“ bestätigte Liselein in freudig aufglühender Erkenntnis.

„Und da geschah es einmal, daß die Prinzessin auf ihre Puppe nicht acht gab. Sie hatte sie in eine Ecke geworfen, und dort lag sie und schlief mit den Augen. Die Füße aber schliefen nicht, und der rechte sagte zum linken: ‚Man hat uns in den Winkel geworfen, das tut weh, ich geh!‘ Und der linke sagte zum rechten: ‚So geh auch ich!‘ Und sie gingen davon, wie sie gerichtet waren, der eine nach rechts und der andere nach links, und kamen immer weiter auseinander. Und als die Puppe erwachte, hatte sie keine Beine mehr und war sehr verlegen. Sie streckte die Arme aus, daß sie die Beine suchten, aber die Arme konnten die Beine nicht erlangen. Da sagte die Puppe zu den Armen: ‚Lauf den Füßen nach und bringt mir sie heim!‘ Nun gingen die Arme auch davon. Auf den Händen gingen sie, schau, so. Sie liefen rasch und holten die Beine ein. ‚Kommt zurück,‘ sagten sie zu ihnen, ‚der Kopf hat es befohlen.‘ Die Beine aber sagten: ‚Wir wollen nicht zurückkommen, denn man hat uns in den Winkel geworfen.‘ Darauf erwiderten die Arme: ‚Man hat auch uns wehe getan, wir gehen auch nicht mehr heim.‘ Und so blieb es, die Puppe hatte keine Beine und keine Füße mehr, nichts war übrig geblieben als der große hilflose Kopf. So geht es etwa mit den Puppen in einer bösen Stube.“

Liselein sah Reinhart unverwandt an, sichtlich bestrebt, sein Geplauder zu fassen. Melchior lächelte auf das Kind herab und sprach zu Reinhart: „Das hast du gut gemacht, junger Wetter, fahr noch ein bißchen weiter, bis die beiden da fertig sind mit ihrem Orgellied. Mir ist fast, du habest von Politik gesprochen.“

„Nein, nein, Onkel, aber fortfahren will ich freilich, denn jede Geschichte hat doch auch eine Anwendung für die Großen. Ich habe vor einigen Wochen eine Frau gesehen, der sind auch einmal zwei Füße und zwei Hände davongelaufen und nicht wieder zurückgekehrt. Brauche ich zu sagen, daß sie sehr traurig ist?“

Melchior fuhr auf seinen Stuhl zurück und war ganz blaß geworden. Er sah Reinhart mit großen Augen an, wie es Liselein getan hatte. Endlich sagte er halblaut: „Sprich hier nicht mehr davon, du Fino!“

Schweigsam saßen nun die beiden einander gegenüber. Auf einmal legte sich der Lärm in der Stube. Reinhart sah auf. Alle Blicke hatten die gleiche Richtung angenommen, der Türe zu. Dort stand ein Mädchen oder Fräulein, wie von einem Modegeschäft ausgerüstet. Ein Marder war nachlässig über ihre Schultern geworfen. Ihre Augen lagen zweifelnd auf Reinhart, und eine leichte Röte stieg ihr langsam vom Hals in die Wangen.

„Geschehen Zeichen und Wunder?“ rief sie, „ist das nicht der Herr Stapfer, oder Keini, wie wir als Kinder sagten?“

Reinhart erhob sich, sie schritt ihm rasch entgegen, und ihre Hände lagen ein paar Augenblicke ineinander, die ihrige krampfhaft gespannt, die seinige halb widerstrebend, halb hingegeben.

Die Türe wurde heftig ins Schloß geworfen: David war, ohne sich zu verabschieden, gegangen. Wie eine Fürstin stand Paula in der rohen Umgebung. Alles nahm sich in dem Glanz, den sie ausstrahlte, noch kümmerlicher, heruntergekommener aus.

„Du kommst spät, Fräulein,“ miaute die Mutter mit einem nachdrücklichen Ton auf Fräulein, der Stolz, Wohlgefallen, mütterliche Eitelkeit ausdrückte. Die beiden Dienstmädchen machten sich ganz klein und tuschelten der Mutter ihre Bewunderung über den schönen Pelz zu. Der alte Holzer warf über den Glasrand Reinhart einen Blick zu, der etwa sagen sollte: „Darf sie sich sehen lassen oder nicht?“ Aber gleich schien ihm etwas anderes in dem breiten Kopf zu bohren, und indem er das Glas kräftig niedersetzte, stieß er hervor: „Himmel Saker!“ Melchior rückte etwas beiseite, und Paula nahm neben Reinhart Platz. Sie zwang Lippen und Wangen zur Heiterkeit, in ihren Augen aber lag eine forschende Unruhe. Sie erkundigte sich nach Künigold, nach der Mutter Ulrike und dem Garten und schien betrübt, daß den Hund Pummel unter der Straßenbahn ein tragisches Ende erreicht hatte.

„Sie haben sich herausgemacht, seit ich Sie zum letzten Mal sah,“ brachte Reinhart ungeschickt hervor und dachte weniger an ihren Kleiderstaat

als an ihre Gestalt, die ihm wie eine Rose im schönsten Augenblick der Entfaltung vorkam, wo jedes Mehr und Länger nur Abbruch sein kann.

Die Unruhe, die erst nur in Paulas Augen gelegen hatte, erfaßte bei Reinharts Worten auch ihren Mund und verzerrte ihn leicht. Die Lippen waren dem Zittern nahe und wurden mühsam straff gespannt, wodurch sie hart wie Klängen wurden: „Haben Sie geglaubt, ich würde eine Fabriklerin werden, vielleicht im Geschäft Stapfer?“ griff sie Reinhart an. Der alte Holzer donnerte ihr Beifall. „Oder glaubten Sie, ich wollte dahin kommen, wo jetzt meine Alten sind? In ewiger Verlegenheit, in . . . Nein, Reinhart, — ich darf doch so sagen? — nein, ich will vorwärts, heraus, ich will etwas vom Leben haben, einen schönen Rock, einen schönen Hut, wenn mir das Freude macht, ich will etwas vorstellen und brauche keinem etwas nachzufragen.“

„Keinem und keiner!“ miaute die Holzerin zustimmend.

Paula schwieg. Die letzten Worte hatten wie eine Verteidigung geklungen. Man merkte, daß es in ihr tobte, und daß sie einem Pfeil, der abgeschossen werden konnte, zum vornherein die Spitze abbrechen wollte. Reinhart wich ihrem Blick, der auf der Lauer lag, aus und fand nur das eine, matte Wort: „Ich meine, wir alle suchen das Glück in der falschen Windrichtung.“

Sie flackerte auf: „Fragen Sie David, er wird Ihnen sagen, worauf es ankommt.“

„Ich kenne seinen Lockpfiff,“ erwiderte Reinhart, „Macht, Herrschaft!“

Der alte Holzer schnappte diese Worte auf und rief: „Ja, ja, so ist's, Herrschaft! Aber nicht die Herrschaft oder die Herrschaften, die im Auto im Lande herumsurren! Die Herrschaft, Herr Stapfer Sohn!“ Er wies ihm seine ungeschlachten riesigen Fäuste.

„Laß uns in Ruhe,“ schalt ihn Paula, worauf sich der Alte wieder Melchior zuwandte, dem er das Bauernleben verächtlich zu machen suchte. „Was haben wir drüben gegessen, Melchior? Most und aber Most! Da ist denn das etwas anderes! Das spürt man in den Aldern. Vom andern hat man nichts als blöde Därme bekommen!“ Er leerte ein ganzes Glas auf einen Zug. Seine Augen glogten wie Glaskugeln.

„Und die Wegwartenbrühe, die man Kaffee nannte!“ miaute es vom Ofen her.

„Das Most laß ich mir nicht schelten,“ warf Melchior ein. Er sagte, wie es auf dem Golssterhof Brauch war, d a s Most. „Zweijähriges Birnenmost, das ist etwas anderes, als dein gepanschter Italiener da.“

Dieser Widerspruch reizte den Betrunknen aufs äußerste. Aber statt seinen Zorn gegen Melchior zu speien, schrie er Reinhart an: „Nun ist's genug . . . mit dem Getue . . . über den Tisch weg! Himmel Saker! Wir sind ein armes Pack, aber wir sind ein ehrliches Pack!“ Er wollte aufstehen, sank jedoch in seine Ecke zurück und wurde durch diesen Mißerfolg noch grantiger. Es war, er müsse vor Wut zersprühen.

Reinhart erhob sich. Paula schob der Mutter flüchtig etwas unter die Karten und ging hinaus. Reinhart und Melchior folgten ihr. Auf der Gasse schritten die Drei eine Strecke schweigend nebeneinander her. „Mein Weg geht da,“ erklärte Paula und verabschiedete sich rasch. Reinharts Hand hielt sie wieder einen Augenblick in ihren heißen Fingern fest.

„Du mußt das nicht krumm nehmen, Bettermann, ich meine das, was der Holzer gesagt hat,“ begann Melchior, als Paulas Schritte verhallt waren. „Er war von Rindsbeinen an ein Schimpfer. Das geht ihm nach. Aber im Grunde ist er ein ehrlicher Kerl. Und wenn er säuft, so hat das seinen Grund. Es ist uns Bauern in der Stadt nämlich nicht wohl, junger Better, wir müssen immer an unsere Jugend und Hoff Heimat denken und — vergleichen. Ich gebe das offen zu, der Holzer aber ist zu eigensinnig dazu und schimpft über das, was er nicht vergessen kann. Mir kann er nichts vormachen. Wenn er einmal die Augen zutut, so wird sein Letztes die Miesmatt sein.“

„Warum lehrst du nicht ins Golsster zurück, Onkel?“ forderte ihn Reinhart heraus. „Man wartet darauf!“

„Du warst also neulich drüben? Was machen die Mutter und der Vater und Hans Rudolf?“

Reinhart berichtete und redete Melchior zu, fast wie ein Alter einem Jungen. Melchior schwieg lange. Sie gingen den Fluß entlang aufwärts und gelangten in die zu dieser Stunde menschenleeren Anlagen am See. Da, in dem stillen Atem des Sees und der ernstesten Andacht der entblätterten Bäume entschloß sich Melchior zu reden.

„Dir kann ich es sagen, denn du bist auch einer, der leidet. Ich brauche dich nicht darnach zu fra-

gen, ich weiß es doch. Als Ferdinands Sohn mußt du leiden. Ich weiß, daß er es recht meint und ein gutes Leibstück in der Brust hat, aber er ist zu allmächtig und erdrückt alles um sich. Er war der Mittlere von uns dreien, aber er hätte nicht nur mich, sondern auch Hans Rudolf in den Boden gedrückt, wenn er nicht gegangen wäre. Wir nannten ihn nur den ‚Großen‘, obschon Hans Rudolf der Älteste und auch Größte war. Ich habe mehr zu ihm aufgeschaut als zum Kirchturm, und als er dann in der Stadt war und vorwärts kam, wie von acht Rossen gerissen, kam es auch über mich. Auf dem Hof mußte ich werken wie ein Knecht, denn der Vater Abraham ließ nichts Halbbackiges zu. Ich meinte, ich brauchte nur in die Stadt zu ziehen, so hätte ich jeden Werktag dreiviertels Sonntag, und alle vierzehn Tage einen Sack voll Fünflivres. Bei Nacht und Nebel stahl ich mich davon. Ich fand Arbeit als Tagelöhner. Aber wie ich am Abend in meine Dachkammer kam, da war schon etwas da und wartete auf mich und quälte mich dann bis zum Morgen: Der Hof. Einmal hielt ich's nicht mehr

aus. Ich floh aus der Kammer, durch die Stadt und die Nacht, der Landstraße nach, über den Berg. Es war im Brachmonat. Der Hof schlief. Vor der Scheune standen zwei hohe Fuder Heu. Ich besann mich lange. Endlich klopfte ich an. Du kennst den alten Klopffhammer an der Haustüre. Es fuhr wie ein Donnerschlag durch den langen Gang. Oben ging ein Fenster auf. Was dann geschah, ist weniger schön zu erzählen als die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Da wurde kein Kalb geschlachtet. Ich höre meiner Lebtag die Worte, die der Vater mir hart auf den Kopf warf. Er war so gut und konnte so streng sein. Ich verstehe ihn jetzt. Er war die Rechtlichkeit selber und mußte mich für einen Lotterbuben halten. Und daß ich ihm einen Schimpf angetan und das ganze Amt meinetwegen über den Goltserhof seine Wize herumbot, mußte ihn erbittert haben. Auch mochte er meinen, ich sei windelweich und für jedes Joch dankbar. Kurz, ich ging wieder und tat oben auf dem Berg den Schwur, daß ich erst wieder heimkehren werde, wenn ich ein gemachter Mann sei.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerseelen in der Schweiz

Allerseelen ist in der Schweiz der Tag, wo man die Gräber schmückt. Noch einmal zieren die letzten, leuchtenden Herbstblumen die Friedhöfe, ehe der erste Schnee die Gräber bedeckt und der graue Nebel Dorf und Land einhüllt. In Sarmensdorf im Kanton Aargau sieht der Friedhof am Allerheiligen und Allerseelen wie ein Blumengarten aus. Stundenweit reisen die Angehörigen der Verstorbenen herzu, um die Gräber an diesen Tagen aufzusuchen. In Savièse ob Sitten läutet der Küster in der Nacht vom 1. auf den 2. November die Glocken, denn man glaubt dort, während dem Läuten kämen die Toten in einer Prozession über den Sanetschpaß nach Savièse. Im Berner Jura ziehen die Kinder in den Straßen herum, gehen in die Häuser und erhalten Obst oder Geld, wofür sie in die Kirche gehen, um zu beten. Früher wurde auf dem Herd ein Feuer angezündet und ein Tisch mit Speisen und Stühle für die Toten bereitgestellt. In der Innerschweiz sind die Gräber

an Allerheiligen mit Blumen und Kränzen reich geschmückt worden, und an Allerseelen werden die Gräber besucht. Während Allerheiligen dort ein Gedenktag zu Ehren aller Heiligen ist, ist Allerseelen dem Gedenken an alle Verstorbenen geweiht.

Einigenorts finden am Allerseelentag auch Spenden an Arme statt. In der Pfarrkirche von Rippel im Lötschental besteht seit dem Jahre 1455 eine Jahrzeitbruderschaft mit Almospenspende. Sie verteilt jedes Jahr am Allerseelentag Käse und Brot an sämtliche Einwohner von Rippel, Wiler und Ferden. Die vierte Kirchengemeinde im Lötschental, Blatten, hatte früher an der Almospenspende auch teilgenommen, heute aber nicht mehr. Für die Spende gibt jede der drei Gemeinden fünf Fische oder ca. 60 Kilo Korn, das auf eigens dafür bestimmten Roggenäckern gepflanzt worden ist. Aus diesen 180 Kilo Korn werden etwa 600—800 Brotspenden bereitet. Und zwar werden die zwei bis drei